

Auf allen Vieren und mit einer Hacke an sehr kurzem Stiel mühen sich die drei Buben mit der vertrockneten Erde ab.

Links und rechtes der Strasse dehnt sich das flache Land ins Unendliche.



Termiten haben sich an dieser Palme ihr Schloss gebaut. Es ist ein "rônier" (Borassus), eine Palmengattung mit essbaren Früchten. Im Senegal kommen sie überall vor und wir haben ihre Früchte auf manchen Märkten gesehen. Wie sie zubereitet werden und schmecken, haben wir nie ausprobiert.



(Wikipedia: die Früchte des Borassus akeassii).

Die Palmwedel des Borassus dienen als Dachdeckmaterial.





Bei Kilometer 55 bis Koalak stottert der Motor so sehr, dass unser Fahrer anhält und sich unter die Motorhaube klemmt.



Famara schaut geduldig zu. Er versteht nichts von Motoren.

Nachdem der Vergaser durch einen anderen aus dem Kofferraum ersetzt ist, fahren wir weiter bis der Motor wiederum stottert, dass es das ganze Gefährt schüttelt.

Bei Kilometer 29 bis Koalak halten wir wieder an. Diesmal schaltet sich Alex ein.



Wir stehen auf der Strasse, der Verkehr kurvt um uns herum.

Trotz Hitze spaziere ich entlang der Strasse und finde gute Fotosujets, viele Pflanzen und Bäume und eine eindruckliche landwirtschaftliche Aktion:





Ein Bauer fackelt das mannshohe Gras ab, wahrscheinlich als Vorbereitung für die neue Pflanzung. Er hat das Feuer im Griff. Der Wind ist günstig und was zu nahe an die Strasse kriecht, stampft er aus.

Der Schaden am Auto kann nicht eruiert werden. Per Autostopp fahren Famara, Alex und ich die sieben Kilometer ins Dorf Toubacouta, wo wir in der Garage Hilfe organisieren.

Unter einem Baum wird mit einfachsten Mitteln gearbeitet. Alte Motorblöcke werden als Wagenheber benutzt. Der junge Mann, der per Töff losgeschickt wird, sucht die Werkzeuge zusammen, einen Schraubenzieher und eine kleine Zange, die er brauchen wird. Der Grossteil der Ausrüstung der Garage ist jetzt unterwegs! Mit einem Hammer bearbeiten ein paar Männer eine Kurbelwelle, sonst ist der Betrieb lahmgelegt. Man offeriert uns Tee, wir warten. Nach einer Weile kommt Bericht, wir sollen im kollektiven Taxi weiterfahren. Unser privates Taxi muss in die Garage abgeschleppt werden.



Die Fahrt wird heiss, laut und sehr eng. Die Kleinbusse werden vollgestopft mit Passagieren und Waren, solange die Türen noch zu schliessen sind. Alex wird gegen eine junge Frau gequetscht, mir ruht der Kopf eines Jungen auf dem Rücken. Er schläft tief.

An der Grenze zu Gambia müssen Alex und ich warten. Ein Visum für uns beide würde viel zu viel kosten. Famara fährt alleine über den Fluss nach Banjul. Unterdessen sitzen wir vor dem Polizeigebäude, spazieren herum, kaufen Stoff und Getränke und vergnügen uns am Treiben der Grenzgänger.



Da keine Busse oder Taxis über die Grenze fahren, transportieren Privatpersonen Gepäck und alles Eingeaufte mit vielfältigen Transportmitteln. Da wird alles eingesetzt, was Beine oder Räder hat.





Unter dem Vordach der Zollbehörde sitzen wir wie im Kino. Die Farben, die Haltungen, die Vehikel, kurz das ganze geschäftige Hin-und-Her verkürzen uns die lange Wartezeit in der Hitze unter dem Dach erheblich.



Famara ruft an, er habe einen Generator gefunden. Alex diskutiert mit ihm Leistung, Grösse und Preis und ist mit einem Kauf einverstanden. Dann warten wir wieder. Endlich konnte er mit dem Paket den Fluss in einer Piroge überqueren und Alex verzollt das Ding im Büro auf dem Platz gleich gegenüber.

Unterdessen ist unser Taxi repariert und Famara bestellt den Fahrer hierher. Wir warten wieder. Es ist schon finster, aber alle sind noch auf der Strasse, die Händler und die Käufer.

Dann kommt unser Taxi und wir nehmen den Heimweg unter die Räder. Der Fahrer fährt wie ein Verrückter. Wir schnallen uns an und ducken uns hinter die Vordersitze. Dann, kaum zu glauben, stottert der Motor wieder! Wir halten an, mitten in einer weiten Kurve und nicht wirklich am Strassenrand. Und nun sehen die drei Männer unter der offenen Motorhaube woran es fehlt: in der Dunkelheit blitzt es, das Zündkabel steckt nicht satt im Zündverteiler! Reparaturaufwand und stundenlange Wartezeit erweisen sich als völlig unnötig!

Hundemüde und hungrig kommen wir nach zehn Stunden wieder nach Foundigoune. Zum Glück hat es wenig Wind und Wellen und wir tuckern gemächlich zu Silmaril hinaus.

Freitag, 4. Mai. Alex startet zur Probe den Generator. Er läuft eine Stunde, stirbt und hat die Plastikabdeckung geschmolzen! Frust à gogo. Die Leistung auf der Schachtel angegeben entspricht nicht den Erwartungen. Ein Tauschhandel mit einem anderen Generator im Dorf kommt nicht zustande. Das Ding wird im Stauraum untergebracht. Irgendwann werden wir ihn verkaufen, da seine Leistung für unsere Anlage nicht genügt!

Samstag, 5. Mai. Silmaril ist immer noch voller Dreck. Wir putzen, machen ein paar Einkäufe, beschaffen per Rosswagen Diesel und bereiten uns auf den Besuch von Famara und seiner ganzen Familie vor.

Sonntag, 6. Mai. Gegen 10:00 holt Alex die Familie ab. Er fährt zweimal mit dem Dingi hin und her und bringt Famara, seine Frau Sokhena und ihre drei Kinder, den fünfzehnjährigen Babacar, die elfjährige Dior und den vierjährigen Nacoumba an Bord.

Shokhena hilft mir beim Kochen, das heisst, sie zeigt mir, wie sie Fisch (den tiefgefrorenen Papageienfisch, den ich mit Félicien gefangen habe) zubereitet und wie sie Reis kocht. In selbstverständlicher Art hantiert sie in meiner Küche und bereitet ein herrliches Essen.

Für mich bleibt nur den Salat zu waschen und die Sosse zu rühren.



Dior hilft beim Brotschneiden. Sie ist sehr lieb und aufmerksam, Famara übt ein wenig am Navipult, . . .



. . . die Buben langweilen sich oder inspizieren das Boot.



Der kleine Nacoumba kann keine Minute ruhig sitzen. Er spricht fast nichts, aber klettert dauernd rum. Die Eltern passen gut auf, aber lassen ihn erkunden.

Wir geniessen ein köstliches Essen, lachen viel und freuen uns an diesem ausserordentlichen Besuch.

Bevor viel Wind aufkommt, fährt Alex die Fünf in zwei Fuhren wieder an Land.

Abends wandern wir zum Apero zu Famaras Haus. Shokhena hat gebacken und zwei herrlich erfrischende Getränke zubereitet, einen Trunk aus Baobabfrucht und einen aus Bissap (bei uns Karkade oder Hibiskus oder Roselle genannt). Ich habe ihr Joghurt mitgebracht. Sie will auch selber machen, die Kinder mögen es sehr. Dazu schenke ich ihr eine rostfreie Zuckerstreuose. Auch die Kinder werden sie lieben! Die Jungmannschaft bekommt Stifte und Hefte und einen Sack Bonbons, die sie sehr mögen. Für Famara lassen wir meinen alten Laptop zurück. Er hat uns viele Tage lang sehr verwöhnt ohne je etwas zu fordern. Er hat ihn mehr als verdient.



Bei absoluter Dunkelheit marschieren wir an sehr spärlich beleuchteten Hütten vorbei ans Ufer zurück. Hier fühlen wir uns absolut wohl.

Montag, 7. Mai. Wir nehmen Abschied von unseren lieben Freunden im Baobab Bar und übergeben allen ein kleines Geschenk. Félicien bekommt ein Sackmesser und die alte Schweizerfahne. Er wird sie stolz auf seiner Piroge fliegen. Schade, dass wir es nicht mehr sehen können. Famara erhält eine sogenannte SwissCard von Victorinox mit allerlei Nützlichen Werkzeuglein in Kreditkartenformat. Mariama schenken wir ein kleines Taschenmesser mit Schere für ihren Schlüsselbund. Natürlich können wir uns mit den kleinen Geschenken in keiner Weise für ihre Liebenswürdigkeit bedanken. Die Gaben sollen bloss ein Zeichen unserer Wertschätzung sein.

Um 13:00 Uhr nehmen wir den Anker hoch und fahren mit ablaufendem Wasser zurück nach Djiffer.

Unser Freund Bernhard kommt aus Dakar ein wenig nach unserer Ankunft auch an und ankert in unserer Nähe.



Dienstag, 8. Mai. Wir machen einen Spaziergang durch das Dorf, zeigen Bernhard die Fischverarbeitung, . . .

. . . den Muschelberg, schauen in einige Läden hinein und wandern dem Strand entlang Richtung neuer Fischerei Hafen.

Der Strand erweist sich als Kloake. Jede Art von Dreck häuft sich hier an und nicht nur Plastik. Auf Schritt und Tritt weichen wir den Fäkalien aus, tierische und menschliche. Der Strand auf der Meerseite wird ganz öffentlich als Klo benutzt.



Mit der umfunktionierten Teekanne schlendert frau zum Wasser, verrichtet ihr Geschäft und wäscht sich mit dem mitgebrachten Wasser aus der Kanne .



Wer immer an den gleichen Ort kommt, lässt seine Kanne einfach stehen bis sie leer ist.

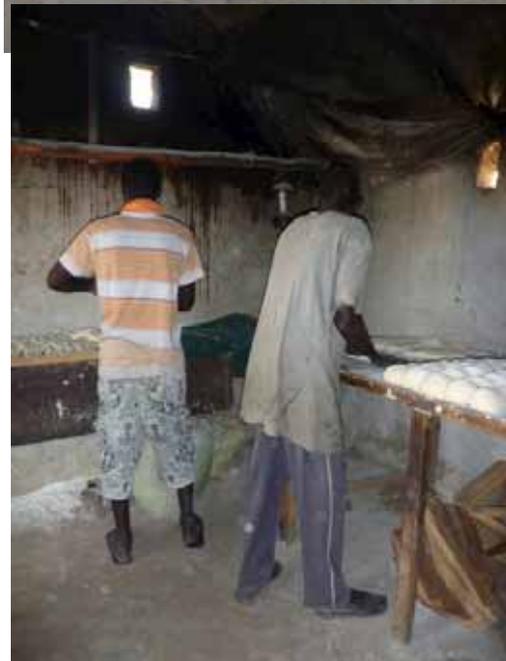
Im neuen von der EU finanzierten Fischerei-Hafen etwa 5km flussaufwärts, läuft nur wenig. Wir diskutieren bei einem Bier in einer nahe gelegenen Touristenabsteige mit dem Barman das Problem. Der Hafen funktioniert nicht; die Fischer wollen nicht umziehen, obwohl das Meer jedes Jahr ein Stück Strand vor Djiffer wegfrisst und droht, die nächsten Hütten zu verschlingen. Es wird sogar immer noch neu gebaut. Man kann sie nur per Dekret und Niederwalzen des alten Dorfes zwingen umzuziehen. Weiter nördlich hatte eine solche Aktion Erfolg und im neuen hygienischeren Hafen blüht das Geschäft. Aber hier in Djiffer wird noch immer gegen einen Umzug gemeutert, obwohl eine grosse Anzahl von Fischern ursprünglich dafür gestimmt haben sollen.

Über uns schläft eine winzige Fledermaus an der Decke. Der Barman entschuldigt sich, sie hätten alles ausser Töten versucht, um das Tierchen wegzuscheuchen. Ich bin froh darüber, das kleine Ding ist allerliebste.

Zurück im Dorf machen wir einen Abstecher zum Bäcker und kaufen uns Brot für das Morgenessen. Fein säuberlich sind die rohen



Brote neben dem Ofen aufgeschichtet, der Bäcker füllt den Ofen und zwei Helfer sorgen für Nachschub.



Es gibt nur den einen Bäcker in Djiffer. Er verteilt seine Brote in alle Läden. Leider essen die meisten Leute Weissbrot. Das traditionelle Hirsebrot wird nur noch wenig produziert. Uns hat es viel besser geschmeckt, war aber schwer zu bekommen.

Mittwoch, 9. Mai. Aufbruch nach Mar Lodj. Die Insel liegt etwas nördlich in einem Seitenarm des Flusses. Bernhards *Margna* ist eine Ovni mit nur wenig Tiefgang, ideal in den versandeten Wassern. Alex wird mit seinen Tracks und Google Earth auf dem Compi am Eingang zum Seitenarm bei ihm an Bord gehen. Die beiden werden vorsichtig in den Seitenarm einfahren und ich mit *Silmaril* hinterher.

Der Plan ist gut und Alex setzt vor der Einfahrt mit dem Dingi zur *Margna* über. Über Funk melden sie mir ihre Tiefe, ich kontrolliere meine und folge in gebührendem Abstand. Oft sind die Sandbänke sehr steil und es bleibt wenig Spielraum für Manöver.

Wir können uns auch hier nicht auf die elektronischen Karten verlassen. Sowohl die von anderen Schiffen schon gefahrenen Tracks (rote Rhomben) als auch unsere eigenen Wegpunkte (rote Kreuze) zeigen *Silmaril* die längste Strecke auf dem Land.



Vor der Einfahrt ist der Fluss noch mächtig breit, im Seitenarm rücken die Mangroven in seichtem Wasser bedrohlich nahe.



Aber bald ist die engste Stelle glücklich passiert und wir nähern uns im Gänsemarsch unserem Ankerplatz vor den verschiedenen Touristenunterkünften von Mar Lodj.

Alex kommt zurück auf *Silmaril*, wir ankern nicht sehr weit vom Ufer und machen uns auf zu einer ersten Erkundung des Dorfes.



Mar Lodj und Umgebung

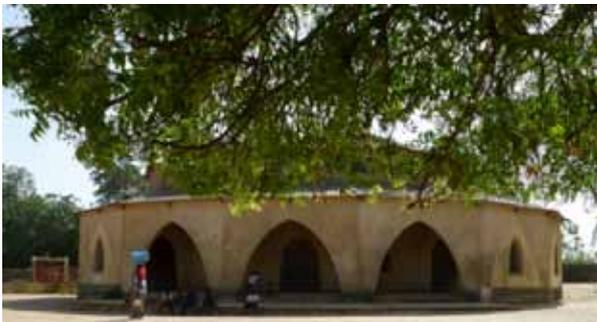
(Bild aus Google Earth mit eingefügten Namen ist um 90° gedreht!)

Die Insel ist ungefähr 10 km lang von der Südwestspitze zur Nordostspitze.



Auf dem grossen Platz am Dorfeingang steht der uralte heilige Baum und die kleine Galerie, wo einheimische Künstler ihre Werke ausstellen.

Die Kirche ganz in der Nähe betreibt eine Schule. Ihre Bauweise verrät kaum, dass es eine katholische ist. Aber einige Schritte daneben liegt der schlagende Beweis, dick und fett.



Die Moschee liegt auf der andern Seite des Dorfes.



Die beiden Glaubensbekenntnisse leben hier friedlich nebeneinander, wie man uns später versichert. Im Dorf wird überall gearbeitet. Der Schmid stellt mit seinem Gehilfen am Blasbalg kurzstielige Hacken her.

Offensichtlich vermietet er eine Sämaschine und besitzt wohl den einzigen Schraubstock im Dorf.



Die Frauen leisten Schwerarbeit und die Kinder verschaffen sich unerwartetes Vergnügen.



Bei Sonnenuntergang kehren wir über die weite Ebene an den Strand zurück und machen ein herrlich friedliches Bild von *Silmaril* am Anker im breiten Fluss.



Donnerstag, 10. Mai. Morgens wandern wir wieder vom Strand über die sandige Ebene ins Dorf.



Frauen sitzen unter einem Dach und verkaufen Souvenirs. Sie kommen jedes Mal gelaufen, wenn sie uns entdecken. Bernhard erklärt ihnen auch jedes Mal, dass wir etwas für das Allgemeinwohl tun werden, deshalb könnten wir keine Souvenirs kaufen. Sie verstehen es nicht, akzeptieren aber mit der Zeit unsere Haltung. Ich fühle mich von ihnen bedrängt und bin Bernhard sehr dankbar für seine diplomatische und freundliche Art, die Situation geduldig zu klären.

Auf dem Markt lernen wir die Frauen einer Kooperative kennen. Sie verkaufen den gemeinsam gekochten Sirup und die Konfitüre. Daneben bieten sie Batikstoffe und Honig an.



Unter einem Dach sitzen die Frauen mit Gemüse und Früchten. Das Angebot ist eher karg. Nur was in der Nähe gerade wächst, ist vorhanden: kleine meist schrumpelige Tomaten, Auberginen, Kohl, Zwiebeln, Kräuter, Rüebli und Kartoffeln. Die Frauen ziehen offensichtlich ihre Produkte in kleinen Gärten. Wir haben solche auf unseren Erkundungen aber nie entdecken können.

Auch einige fliegenumschwärmte Fische liegen in einem Kessel.

Zwischen den Wurzeln des grossen Baumes strahlt uns der Kesselflicker an. Er flickt neben Metallkesseln auch solche aus Plastik. Er legt Flacheisen in die Glut seines kleinen Feuers und verschmelzt damit Risse und Spalten. Auf Löcher klebt er in gleicher Weise Stücke von unrettbaren Eimern. Ironie des Schicksals, auch Armut schafft Arbeitsplätze.



Nachmittags machen wir einen Ausflug rund um die Insel. Ciré ist unser Führer. Er hat sich gleich von Anfang an an uns geklebt und wir fühlen uns schon nach kürzester Zeit ein wenig bedrängt. Für den Ausflug hat er alles organisiert, den Pferdekarren und die Piroge für die Überfahrt zur nahen Fischer Insel. Er steuert, die Buben rudern!



Im Dorf treffen wir viele Kinder. Darunter sind etliche Holländer, die mit ihrer Klasse und ihren Lehrern für zwei Wochen hier lernen, wie es in Senegal zu und her geht. Sie verständigen sich mit Händen und Füßen, aber sind alle von diesem Erlebnis begeistert. Wir sind beeindruckt.

Das Dorf lebt von der Fischerei in den umliegenden Wassern. Für die medizinische Versorgung ist Mar Lodj verantwortlich. Eine Schule für die Kleinen soll funktionieren, sieht aber etwas vergammelt aus.



Auch auf dem Rückweg müssen wir aussteigen und durchs Wasser waten. Der Flussarm ist hier viel zu seicht, auch für die kleinsten Pirogen. Es heisst halt Hosen hochkrepeln und los.

Am andern Ufer wartet der Pferdekarren und lädt uns für die Inselumrundung auf. Alex macht einige tolle Aufnahmen von den vielen Vögeln auf der Insel.



In einem Bungalow Hotel am nördlichen Ende der Insel ruhen wir uns im Schatten aus und spenden unseren Begleitern ein Bier.

Unser Ross hat auch etwas verdient.



Ciré spürt wohl schon den kühlen Trunk im nüchternen Magen! Er und sein Kumpan haben heute auch etwas verdient, ein guter Grund, glücklich zu sein.

Im grossen Garten des Hotels wachsen mächtige Kaschu Bäume. Die Äpfel und Nüsse sind schon recht gewachsen.



Freitag, 11. Mai. Wir wandern wieder ins Dorf, besuchen kurz den Markt und machen einen Rundgang. Auf dem Weg treffe ich die Hebamme des Dorfs, Hélène. Wir kommen ins Gespräch und machen ab, dass sie uns morgen den "Poste de Santé" zeigt.

Diesen Prachtkerl haben wir lange beobachtet.



Zurück auf dem Schiff geniessen wir den Sonnenuntergang.

Samstag, 12. Mai. Wir besuchen den "Poste de Santé". Drei Gebäude sind von einer Mauer umschlossen, die Aufnahme, die "maternité" und die Wohnung des Leiters mit weiteren Räumen. Er ist ausgebildeter Pfleger und kümmert sich um die ganze Drum und Dran.

Hélène betreut zusammen mit einer zweiten Hebamme die "maternité". Sie zeigt uns alle ihre Register, grosse handgeschriebene Spiralhefte über Geburten, Impfungen, Säuglingspflege mit Hausbesuchen, Familienplanung und Aids- und Malariaprävention. Grosse Plakate werben für alle ihre Anliegen.

Die Einrichtungen sind sehr einfach, aber sie haben das Nötigste, ein Wärmebettchen, eine Absaugpumpe, eine Waage, Sauerstoff und drei Betten. Die Wöchnerinnen bleiben drei Tage und werden dann zu Hause weiter betreut.



Wir sind sehr beeindruckt vom Engagement dieses Teams.

In diesem Gebäude gibt es Licht, aber im Aufnahmegebäude müssen Patienten nachts mit der Taschenlampe untersucht werden.

Gemeinsam mit Bernhard beschliessen wir, das Lichtproblem zu lösen. Es stellt sich heraus, dass die Batterie nicht mehr aufzuladen ist. Und die wollen wir nun ersetzen.

Sonntag, 13. Mai. Heute kann die Beschaffung der Batterie nicht von statten gehen, also machen wir einen langen Spaziergang, wandern zum Hotel Le Kooniguy und

bestellen ein Abendessen. Die Besitzerin und Köchin wird uns ein Menü mit Fisch zubereiten.

Was wir abends serviert bekommen, übertrifft haushoch unsere Erwartungen. Wir sind begeistert von der Kochkunst, den frischen Zutaten, der Präsentation, dem Service und der ganzen Einrichtung. Wir würden jederzeit hier eine Woche lang aushalten.

Montag, 14. Mai.

Wir reisen mit der öffentlichen Piroge nach Dangane. Der Ort hat Anschluss über das Strassennetz an die Städte des Landes, ist entsprechend gross und geschäftig. Dort hat "le docteur" eine passende Batterie in einem Laden reservieren lassen.

Wir holen Bernhard mit dem Dingi ab und marschieren dann im Eilschritt vor 08:00 zum Abfahrtsort.

Wir warten erst mal, dann nochmal, dann kommt der Steuermann und die Wartenden begeben sich gemächlich ans Wasser. Die Fahrgäste klettern endlich einer nach dem andern gemächlich über den langgezogenen Bug und suchen sich einen Sitzplatz.

Man sitzt enggedrängt auf den schmalen Holzbrettern an der Bordwand oder auf den Querbalken.



Unter den Bodenbrettern gluckst das Wasser. Kaum hat der Steuermann abgelegt, kommt noch ein weiterer Fahrgast gelaufen. Selbstverständlich legt er noch einmal an und lässt den grinsenden jungen

Mann aufspringen. Die Fahrt dauert eine knappe halbe Stunde. Zwei Helfer schöpfen mit einem alten Eimer in ruhigen Bewegungen das Wasser aus einer Aussparung im Boden.

Dutzende Pirogen liegen am Strand in Dangane. Dauern kommen welche an oder legen ab, Passagierschiffe und Warentransporter.



Schwer beladen liegen diese gefährlich tief im Wasser.



Wenige Meter vom Wasser entfernt wird gekauft und verkauft. Das Angebot an Waren ist vielfältig. An Früchten gibt es Mangos und Bananen, Gemüse ist eher spärlich vorhanden.



Wir marschieren über den Damm zum Zentrum des Ortes. Im Laden begrüßt man "le docteur" und uns ausgiebig, dann wird verhandelt und diskutiert, was wir alles brauchen.

Es dauert, wir werden kaum die frühere Piroge erreichen. Im Taxi kehren wir schlussendlich zum Landeplatz zurück. Unsere Piroge ist abgefahren. Wir warten wieder und trinken einen Kaffee.

Dann ist es soweit. Eine andere Piroge fährt nach Mar Lodj.

Sie ist schon mit Zementsäcken voll beladen. Die Passagiere suchen sich irgendwie einen einigermaßen bequemen Platz.



Ganz zuletzt werden die Eier auf die Säcke gepackt. Der Tiefgang wird mit emsigem Schöpfen ausserhalb der Gefahrenzone gehalten.



Alex führt mit einer Spanierin ein Gespräch. Sie arbeitet mit einer anderen Frau zusammen für eine Hilfsorganisation, die in Mar Lodj einen Hausbau finanziert. Sie erklärt, wie sie es zustande bringen, dass die Arbeit vorangeht und das Geld nicht versickert: bezahlt wird stockwerkweise. Wenn eine Vorgabe fertig ist, gibt es Geld für die nächste.

Wir denken, dass alle Entwicklungsprojekte so laufen sollten.

Unzähligen abgebrochenen oder vergammelten Projekten sind wir begegnet, wo das Geld nicht gereicht hat oder verschwunden ist oder das Wissen fehlt, die fremdfinanzierten Anlagen zu pflegen und instand zu halten.

Im "Poste de Santé" in Mar Lodj ist es genau dasselbe. Solarpaneele wurden auf allen Gebäuden und vielerorts im Dorf installiert. Aber das Wissen fehlt, sie in Schuss zu halten. "Le docteur" hat keine Ahnung vom Elektrischen. Warum sollte er auch. Und das Dorf hat keinen Fachmann, der zuständig sein könnte. Also gibt es eben kein Licht mehr und die Anlage vergammelt.

Solche Entwicklungshilfe kann keine Früchte tragen. Traurig, aber wahr.

Gegen Mittag sind wir samt Batterie und Zubehör wieder in Mar Lodj. Ohne Problem bauen Bernhard und Alex die Batterie ein. Leider bräuchte es ein weiteres Panel auf dem Dach, um die notwendige Leistung zu erreichen. Es gibt noch welche und "le docteur" will sich darum kümmern. Schweren Herzens müssen wir dem Handel freien Lauf lassen, obwohl wir vermuten, dass diese Aufgabe ihn überfordern wird und das Lichtproblem trotz neuer Batterie nicht wirklich gelöst ist. Wir müssten hier bleiben und einen Willigen in Batterie- und Solarpanelwissenschaft ausbilden! Aber morgen werden wir abreisen. Einen kleinen Trost haben wir. Alex hat einen Schalter eingerichtet, um den Strom zu den Steckdosen zu unterbrechen, wo Handis kostenlos aufgeladen werden. Damit kann "le docteur" (nur er kennt den Schalter!) ohne unter Beschuss zu kommen, diese Unart umgehen. In der Moschee muss nämlich dafür bezahlt werden und der Poste wird als Allgemeinwohlinstitution schamlos ausgenützt. Vielleicht brennt das Licht in der Aufnahme des Poste de Santé in Mar Lodj doch eine gute Weile.

Dienstag 15. Mai. Wir nehmen Abschied von Mar Lodj, schlendern ein letztes Mal durchs Dorf, schütteln viele Hände und besuchen Hélène in ihrem Hof. Sie ist eine unglaublich schöne Frau und beeindruckt uns aufs Neue mit ihrer ruhigen fröhlichen Art, die Grossfamilie von 21 Mitgliedern zu leiten, als Hebamme zu arbeiten und als Nebenverdienst kleine Souvenirs zu verkaufen und einen Raum als Touristenunterkunft zu vermieten. Sie freut sich dank meiner Klammerlispende, die Wäsche nicht mehr über Draht oder Büsche zu hängen.



Gegen 15:00 nehmen wir den Anker hoch und fahren zurück nach Djiffer. Trotz wenig Wasser und etlichen Sandbänken in unserem Weg, gelangen wir auch ohne die Führung von Bernhard und seiner *Margna* (er kommt hinter her) gegen 18:00 ohne Missgeschick an den vertrauten Ankerplatz vor dem Dorf.

Mittwoch, 16. Mai. Wir brechen auf nach Marigot de Gokhor. Bei unserer Ankunft in Djiffer Ende April kam ein junger Senegalese, Momo, mit seiner Piroge mit Namen Slow Food (!) längsseits und erklärte uns, dass er uns unbedingt in seinem Restaurant No Stress am andern Flussufer bewirten wolle. Wir versprachen, ihn wenn möglich vor unserer Abreise auf die Kapverden zu besuchen. Und das wollen wir nun wahr machen.

Die Sandbänke zwischen Djiffer und Marigot de Gokhor zwingen uns, erst weit in den Süden und zurück gegen Nordosten zu fahren. Trotz Warnung in den Routenbeschreibungen, haben wir immer genug Wasser unter dem Kiel.

Bernhard soll wieder voraus fahren.

Alex steigt um mit den nötigen elektronischen Geräten im Rucksack.



Momo hat uns von weitem entdeckt und begrüsst uns von seiner Piroge aus mit strahlendem Lachen. Wir ankern auf der Höhe von seinem Restaurant.



Sein Restaurant besteht aus einer Hütte, einem eingezäunten Platz, wo man sich setzen kann und wo er unter freiem Himmel auf offenem Feuer kocht.

In der Hütte schläft er und fabriziert Souvenirs, kleine Pirogen, Halsketten, halt das Übliche.



Ringsum nur Mangroven.

Am gegenüberliegenden Flussufer prangt ein grosses Hotel à la Tourisme Sénégalais. Momo will eine Alternative dazu anbieten!

Er schlägt uns einen Tagesausflug mit Abendessen vor. Wir sind gespannt und sagen zu, obwohl er viel Geld dafür verlangt.



Donnerstag, 17. Mai.
Ohne Wasser und festen Zeitplan fahren wir los.
Unterwegs hält uns ein Boot an und übergibt einen Kessel mit Kaschu-Äpfeln von Momos Mutter.



Sie sehen herrlich aus, schmecken aber herb und trocknen den Mund aus und hinterlassen einen pelzigen Geschmack auf der Zunge, ein wenig wie rohe Quitten.

Unterwegs begegnen wir vielen Pirogen. Schwer beladen transportieren sie Güter und Waren aller Art.



Wer sich keinen Motor leisten kann, behilft sich mit Segeln aus Eigenproduktion.





Frauen rudern immer, mit oder ohne Segel.

Wir hätten uns nicht auf Momos Fürsorge verlassen dürfen. Die Hitze auf dem Wasser ist beträchtlich und die lange Fahrt in sein Dorf wird ein bisschen viel. Nach mehr als zwei Stunden - Momo hatte von einer Stunde Fahrt gesprochen - erreichen wir das Dorf.

Als er uns dann zu einer unangekündigten Wanderung zu Hügelgräbern überredet, frage ich mich, wann wir die frischen Zutaten für das Abendessen noch beschaffen sollen. Aber wir machen mit.

Auf Kurzbesuch beim Imam stösst der junge "Verwalter" des heiligen Gebietes zu uns mit seinen Ritualobjekten.



Wir wandern mit Anhang über die Ebene, Momo, der "Verwalter" und Bernhard mit zwei stillen aber klebenden kleinen Begleitern aus dem Dorf.

Die Landschaft ist betörend schön, mächtige Bäume, Sand und viel Wasser.

Wir wandern lange. Die Hitze setzt mir zu. Wir haben kein Wasser. Langsam verliere ich die Geduld und die Lust auf Gräberbesichtigung. Aber ich beisse auf die Zähne. Afrikanische Hügelgräber müssen doch Neugierde und Durchhaltewillen wecken.

Bevor wir die Hügel erreichen, macht sich der "Verwalter" daran, seine Opfergaben für das Betreten der heiligen Stätte darzubringen.

Er füllt die mitgebrachte Kalebasse mit Wasser vom Fluss, sammelt einige Blätter und Halme und legt sie unter einen kleinen Busch. Nach einigen stillen Minuten fordert er uns auf, neben dem Gefäss unsere eigenen guten Gedanken dazulassen.



Ich trete auch dazu, bin aber der Kopf- und Fussstellung nach zu beurteilen ein wenig verlegen.

Wie es sich herausstellt, sind keine Gräber ausgegraben. Momo erzählt uns abenteuerliche Geschichten über ihr Entstehen in Urzeiten, hat aber keine Ahnung wann die wohl waren. Wir klettern auf Muschelhaufen von ungeahnter Grösse herum und die grandiose Umgebung berührt uns tatsächlich.



Momo möchte uns zum Essen mit seiner Familie einladen, da rebelliere ich mit harten Worten. Alex und Bernhard kaufen noch Wasser und Brot für die Heimfahrt, dann machen wir uns zielstrebig auf zum Strand. Der "Verwalter" will mir noch eine Baobab Frucht schenken. Aber ich warte nicht mehr. Schweißnass, hungrig und todmüde schleppe ich mich zum Schiff. Wir sind schon am Einsteigen, da kommt er mit der Baobab Frucht gelaufen. Seine Aufmerksamkeit rührt mich sehr, trotz dem Hitzekoller.

Auf dem Rückweg kaufen wir aber doch noch die Zutaten für das Abendessen. Auf den Sandbänken wühlen die Frauen schon seit Stunden nach Herzmuscheln. Momo winkt und ruft und eine grosse Frau steht auf und bringt uns einen Kessel ihrer Ernte.



Ein Stück flussabwärts in einem kleinen Nebenarm pflücken drei Frauen in einer kleinen Piroge von den Mangroven Austern.



Sie kippen uns einen Riesenhaufen ins Boot.

Bei jeder Transaktion braucht Momo Geld. Wir bezahlen und rechnen stillschweigend zusammen.

Nun fehlt noch der Fisch. Ein weiteres Stück flussabwärts biegt Momo noch einmal in einen kleinen Nebenarm, wo wir drei Fischer treffen.





Sie überlassen uns ein halbes Dutzend Fische und wir fahren endlich los. Hundemüde kehren wir abends zum No Stress zurück.

Es dunkelt schon und Momo hat weder Licht noch Bier und Wein auf Lager! Die Lampen bringen wir selber mit; Bier und Wein muss er im Hotel vis-à-vis erst per Piroge einkaufen gehen!

Dann sitzen wir gemütlich auf den vergammelten Polstermöbeln, trinken nun Bier und lassen uns berieseln von Momos dilettantischem aber hingebungsvollem Trommeln.



Dann erst beginnt er zu kochen und braucht Hilfe. Alex und Bernhard sitzen und quatschen, mir wird das Zwiebelschneiden übertragen.



Zwischendurch fährt Momo weg, um einen Freund mit dem Schiff irgendwo hinzufahren. Wir warten.

Zum Muschelputzen werde ich wiederum eingespant. Aber da helfen auch die Männer mit, wir sind ja unterdessen fast am Verhungern.

Es ist schon dunkel, wir bekommen Fische serviert, die er wohl irgendwo hat braten lassen. Sie schmecken ausgezeichnet, sind aber bestimmt nicht die eingekauften. Auch die Austern müssen noch geputzt werden! Langsam fragen wir uns, was wir noch alles tun und essen sollen. Gegen Mitternacht essen wir endlich den letzten Gang. Momo hat sein Bettzeug aus der Hütte geschleppt, damit wir bequem essen können.



Bernhard installiert unsere mitgebrachte Beleuchtung. Wir lagern um den Topf mit den Austern und stopfen noch die eine oder andere in winzig kleine Löcher im Magen. Dann ist aber endgültig genug.

Wir steigen ins Dingi und tuckern in absoluter Dunkelheit wir zu unseren Schiffen am Anker mitten im Fluss zurück.

No Stress würde sich für Pfadfinder bestens eignen. Nichts ist organisiert, jeder muss anpacken. Die Umgebung ist traumhaft. Aber für uns Pensionierte ist Momos Angebot viel zu anstrengend und für Pfadfinder eindeutig viel zu teuer!

Freitag, 18. Mai. Heute wollen wir einen langen Spaziergang zu den Dörfern Dionouar und Niodor machen.

Alex hat vergessen, die Badeleiter festzumachen und landet abreisebereit im Fluss.



Beide Dörfer sind berühmt für ihre Moscheen. Und in beiden ist die Religion farbenprächtigt auf Schritt und Tritt augenfällig.



Die Stimmung, die uns entgegenschlägt, nimmt uns ein wenig die Lust, uns ausgiebig umzusehen. Abweisende Blicke, kein Lächeln der Erwachsenen, nur die Kinder kommen lärmend auf uns zu und wollen fotografiert werden.



Hier laufen auch keine Schweine herum. Das Dorf ist fest in muslimischer Hand.

Wir besuchen kurz eine Frauen Kooperative. Hier zeigt frau sich interessiert, uns ihre Organisation vorzustellen. Sie erklären uns, dass sie direkt vor dem Dorf Muscheln sammeln und dabei nur die grossen nehmen. Auf diese Weise vermeiden sie das Ausrotten und müssen nicht jedes Jahr zu weiter entfernten Sandbänken rudern, um ergiebige Ernten einzubringen, wie das weiter oben im Fluss der Fall ist. Wie kommt es, dass auf so kleinem Raum die einen Nachhaltigkeit üben und die andern sorglos die Vorkommen ausrotten?

In diesem Zusammenhang kommt uns wieder Momo in den Sinn. Er will das grösste und beste Restaurant in Senegal aufbauen. Dabei hat er keine Ahnung von den Bedürfnissen der Touristen, auch keinen Plan, wie er es anstellen soll. Bloss sein Wunsch und Enthusiasmus motivieren ihn: ich werde es schaffen! Inshalla! Er wird es nicht schaffen!! Sooo traurig!

Samstag, 19. Mai. Unser letzter Tag in Momos Flussarm. Wir sind beschäftigt mit Vorbereiten für die Rückkehr nach Djiffer und die Überfahrt auf die Kapverden.

Momo kommt noch vorbei, um sich zu verabschieden. Mit traurigen Augen und viel Gejammer nötigt er mich, eine seiner kleinen Pirogen zu erstehen. Er jammert bis ich weich werde und sie kaufe. Bald wird ja ein neuer Bub geboren, wir fahren noch vor der Geburt in die Schweiz und können also ein originelles Geschenk mitbringen. Der Kleine wird allerdings noch ein Weilchen wachsen müssen, bis er damit in der Badewanne spielen kann.



Sonntag, 20. Mai. Anker hoch und zurück nach Djiffer. Nach dem Einkauf leisten wir uns ein gemütliches Abendessen mit Bernhard. Er bleibt noch einige Tage und kehrt dann nach Dakar zurück.

Montag, 21. Mai. Um 10:30 beginnt das Wasser abzulaufen. Wir lichten den Anker, Bernhard winkt zum Abschied und wir sind mit der Ebbe auf dem Weg nach Mindelo auf den Kapverden.



Unsere Zeit in Senegal hat mich beängstigt, riesig gefreut, aufgewühlt und mit tiefen Eindrücken überflutet. Immer wieder hatte ich das Gefühl, fehl am Platz zu sein. Was wird uns wohl auf den Kapverden erwarten? Vorerst gilt es, die vier Tage Überfahrt zu meistern. Und davon erzähle ich im nächsten Bericht.